

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Weibblatt zur Saale-Zeitung.

(Der Voté für das Saaltthal.)

N^o. 15.

Halle a. d. S. 15. Mai.

1881.

Inhalt. Rosen von Reichenau von Arnold Wellmer. II. — Rad der Barbarella. II. — Mannichfaltiges.

Rosen von Reichenau.

Von Arnold Wellmer.

II. [Nachdruck verboten.]

Vom Garten des Rudolfsbades hatten sie einen reizvollen Blick über das ganze weite liebliche Thal mit den verstreuten weißen Häusern und Wäldern, die sich von dem frischen Grün der Matten und Wälder freundlich abhoben, bis zu den stolzen schroffen Berggipfeln des Grünhagener und Gohls im Hintergrunde. . . . Dort an der sanften Anhöhe, hinein in das dunkle Waldgehölz baut sich Erzherzog Karl Ludwig, der das Thal von Reichenau vor allen anderen liebt und jetzt dort unten in dem alten Schlosse sommert, eine phantastische rothe, schiefgedeckte Villa mit Renaissance-Ornamenten und Thürmen. . . . Die Abendglocken klingen so friedlich durch das stille Thal und von den dunkelblauen Bergen wider. . . . Herr Baron, kann in diesem Paradiese wohl etwas anderes wohnen als Glück, Unschuld, Frieden, Liebe?"

„Ihr Auge schimmerte feucht. Er wußte zum erstenmal in seinem Leben nicht, was er antworten sollte. Er legte seinen Arm um sie, zog ihren Kopf an seine Brust, beugte sich nieder und küßte sie. „Wiltst Du mein süßes Lieb sein?"

Arme Taube, spürst du den süßlichen Hauch des Labichts nicht? Nein, sie schauerte wohl leise in seinem Arm — aber sie lächelte zu ihm hinauf durch Tränen. Jetzt wußte sie, daß sie ihn liebte. Und sie glaubte ihm, sie vertraute ihm. . . .

Im Garten standen die Rosen noch in voller Blüthe. Er brach eine hochrote Commune de Paris vom Strauche und gab sie ihr: „Zum Andenken an diese Stunde — an meine Liebe!" — Sie knüpfte die schönste Knospe von ihrem Hute: „Nimm die dafür — die verwelkt nimmer, wie meine Liebe!" Er sah sie schnell, prüfend an. Aber sie lächelte glücklich, abnunglos. Des Wort ward ihr fast unbewußt über die Lippen gegangen.

Hand in Hand stiegen sie zum Thalhof hinauf. Es dämmerte ja schon und der Weg war menschenleer. Das waren keine Gedanken dabei. Auf der Terrasse des Thalhofes brannten Windlichter. Die Gäste saßen beim Abendrot. Frau v. Goldberg hatte mit bestem Appetit ein Badkub und ein Koftbeef mit Preiselbeeren verzehrt und gabelte noch an einer Omelette soufflée. Sie behauptet, die Vergeltung sei Schuld an ihrem ewigen Hunger. Als ob sie in Wien weniger aße! Und man sieht's ihr auch an. „Embonpoint" sagt er nichts für sie. Sie wiegt am schwersten von allen Kaiserthemen des Kärntneringes. Sie schwimmt förmlich in ihrem eigenen Fett daher. Der Doctor hat ihr als Karlsbader Nachkur zehrende Vergiftung und mäßiges Bergsteigen verordnet. Deswegen wohnt sie im Thalhof. Aber sie kommt nicht viel von dessen Terrasse herunter. Wozu sich das Leben laurer machen, als es so schon ist?

Wie sie sich freut, daß ihre kleine Blumenmacherin da ist und einen so liebenswürdigen jungen Herrn aus Wien mitgebracht hat. „Barbosthaftig, Baron, Sie retten uns Alle vom Tode. Nächstens hätten Sie in den Zeitungen lesen können, der ganze Thalhof ist eines entsetzlich qualvollen Todes — an Langeweile — verfallen. Was ist das Leben ohne junge Herren? Und hier haben wir nur alte invalide. . . . Sehen Sie doch nur, wie alle halbtödtigen Damen die gekindeten Blumenhalslein hinstellen! Der schönsten Don Juan Wiens entgegenstrecken! Aber daraus wird nichts, Mesdames! Ich belege den Baron mit Beschlagen. O, Sie müssen ja alle Tälchen voll pflanzter Geisichten und Abenteuer haben. Ist's doch eine Einzigelei her, seit wir uns nicht gehen haben. Aber erst sollt ihr eisen, Kinderchen;

das Beste, was der Thalhof zu bieten hat. Und ich glaube, ein garnirtes Schnitzel und eine Schale Erdbeeren kann ich auch noch riskiren. Ich hätte wahrhaftig schon wieder ein menschliches Mädchen. Ja, der Doctor hat Recht: Wieder geht. . . . Ge! Kellner. . . . Die Bedienung ist miserabel, unter aller Kritik. . . . Kommt da gestern Abend ein ausgebackener Federmeisch aus Wien den Weg herauf! abastert, hat sich den ganzen Weg auf ein gutes Abendrot hier oben gefreut, bittet alle schmalbenedigens Schlingel der Reihe nach flehentlich um etwas Gpbares. . . . Der Erste sagt gar nichts — der Zweite sieht ihn groß an und sagt auch nichts — der Dritte sagt: Heiß! — und kommt nicht wieder. . . . Nach einer Stunde steigt der Wiener Federmeisch still und gedankenvoll und hungrig den Berg wieder herab. . . . Soll mich nicht wundern, wenn er die lodernde Kellnerwirtschaft in die Zeitung schreibt. . . . Und hört jetzt wohl ein schwarzer Schlingel auf meinen Hungerstreich? An den Weinen sollte man die ganze Woche täglich eine Viertelstunde aufhängen. . . ."

Das ist Frau v. Goldberg, nee Silberfeld, in ihrem Fett, in ihrer vridelnden Lebendigkeit, mit ihrem ewigen Hunger und kurzen Athem und in ihrer Verdrieht. Verwollständigen wir mit zwei Strichen noch ihr Aeußeres. Sie trägt ein weites, lastartiges, graugrünes Seidenkleid, um den fast verwindend kurzen rothen Hals eine gleichfarbige Cravatte und auf dem Kopf, dort, wo der dicke Chignon sich mit dem rüthlich gelben dünnen natürlichen Haar verbindet, eine breite, graugrüne Schleife, deren Bandenden zu beiden Seiten tief niederhängen. Alles glänzt überreich von goldenen Ketten und Spangen und Nadeln und Ringen. Dazu ein breites, rundes, hochrothes Gesicht, das stets fettglänzend transpirirt, und zwei große, runde, fettige braune Augen. Sie liebt und trägt „Ornith" vorzugsweise, weil es den Teint äußerlich blank macht. . . . Wer wird da noch behaupten, Frau v. Goldberg sei eine verführerische Schönheit? Und doch ist sie nicht ohne Liebeserfahrung und Liebessehnsucht. Das erlauben ihr ihre Mittel. Hat sie doch dem armen Goldberg zwei Millionen zugebracht. Und welche Blitze ihrer fetten Augen jekt dem schönen Baron zu! Und wie er darauf zu antworten verzieht! Und dann seine „pflanzten" Wiener Geschichten und Späße — zur Hälfte aber stets für Gitta's Ohren französisch benützt — und das laute fette Lachen der dankbaren Frau v. Goldberg. . . . Arme Taube, ahnst du denn noch nicht den Habicht, der dich schon in den Klauen hält? — Nein! Die liebe Unschuld verzieht vom ersten tollen Geplauder und Blidegeplauder nichts. Sie liebt zum erstenmal — mit ganzem Herzen und ohne Arg. Sie schämt sich nur, daß sie kein Französisch versteht. Aber sie will es lernen, sobald sie nach Wien kommt, um ihm keine Schande zu machen. . . . Und hinein in ihren ersten Traum in Reichenau nimmt sie sein schönes geliebtes Bild und das süße Glid ihres Herzens und den Duft der Rose, die er ihr als Liebeszeichen gepflückt und die sie beim Abendgebet wie ein Heiligthum an die Lippen gedreht hat. . . .

Der Baron gebrauchte die Cur im Rudolfsbade. Die übrige Zeit aber widmete er ganz seinen Damen im Thalhof. Gewöhnlich sitzt die ganze Gesellschaft des Hotels auf der schönen Blumen Terrasse, mit dem herrlichen Blicke auf die Berge und in's Thal hinauf. Frau v. Goldberg hat Recht! Alle langweilten sich entsetzlich! Und es ist für einen unbefangenen Beobachter äußerst interessant, die verschiedenen Ranzfärbungen und Waffen gegen den bösen Feind und den glücklichen Ritterfolg an zu notiren. Da wurde natürlich in erster Linie der unglückliche Flügel von sämtlichen jungen und altden Damen der Reihe nach juchend maltrairt. Die unbefruchtete Clavier-Schwinn ist eine sehr kleide und sehr magere Schönheit mit dünnen langen, dünnen Fingern und einem epierischen Juten in der

Diese hingeworfene Aeußerung des Fürsten erlaubte Beyer und er benutzte den Wind, sich seinen fürstlichen Gönner bei dessen nächster Anwesenheit im Vollorte zu präsentiren, der damals freilich nicht so häufig war, als heute. Der Fürst war darob keineswegs unangenehm überrascht und der Nothenburg-Einsiedler ließ wenigstens noch mehr in seiner Gunst. In jener Zeit herrschten Differenzen zwischen dem Fürsten von Rudolfsbad und dem von Sonderhausen, die Ursache gewesen, daß beide regierende Herren sich, trotz ihrer nahen Vetterchaft, seit längerer Zeit nicht gesehen. Die Differenzen wurden endlich geschlichtet und zur Feier der Vermählung lud der Fürst von Rudolfsbad seinen Sondershäuser Vetter nach der Nothenburg. Natürlich war der Einsiedler von dem erwarteten Besuche, sowie von dem Besuche des Fürsten von Rudolfsbad, bei dieser Gelegenheit in möglichst hohem Maße und namentlich unter ceremonieller Weise die wiederbekohlte Eintracht beider Fürsten zu feiern, in Kenntniß gesetzt worden und derselbe unterzog sich seiner Aufgabe mit eben so viel Geschicklichkeit als Glück.

Als die Wagen heranrollten, sah Beyer, zur Aufrechtbaltung seines Einsiedlercharakters, in Franziskanertracht in seiner Claude und lang, daselbst mit dem Pianoorte begleitend, ein geistliches Lied. Als nun die Gäste sich näherten und anstapften, um Einlaß zu erlangen, rief Beyer von innen: „Wer hört mich in meiner Andacht?"

„Wanderer, die um Herberge und einen Laberkorn bitten!" giebt man ihm zur Antwort. — „Nun denn herein in Gottes Namen!" antwortete der Einsiedler von innen, indem er gleichzeitig die Thür öffnete. Nun traten die Gäste, die beiden Fürsten von Rudolfsbad und Sonderhausen und die Prinzen von Soden- lode und Hessen-Philippsthal herein, worauf ihnen der Eremit ein: „Willkommen in meiner Claude, grüße Euch Gott und die heilige Jungfrau!" zurück, ihnen dann förmlich die Hand schüttelte und endlich die höhern Schenkel zum Essen herbeiführte. Auf dem Tische steht ein mächtiger Steintrug voll Wasser, ein Holzbecher, eine Zinnkassette mit einem mächtigen Schwarzbrot. „Nun nehmet hin und esset, was die Armut des Einsiedlers Euch bieten kann!" lud der Letztere die Gäste ein. Der Fürst von Schwarzburg berührte den Inhalt des Kruges und da er nur Wasser fand, sagte er: „Ah! das ist nur Wasser! Aber sollte nicht auch der Würdev. Einsiedler etwas Wein für seine Gäste im Keller haben?" „Nein!" verzeigte der Eremit. „Hier kommt allerdings niemals auf eines andern Einsiedlers Tisch; aber vielleicht gelangt es mir, etwas davon aus Kaiser Barbarella's Keller für meine Gäste zu erhalten."

Und damit winkt er seinen Gästen, ihm zu folgen und führt sie weiter in die Räume hinein, wo an einer passenden Stelle der Frühstücksstisch bereits gedeckt war. Hierauf entfernt sich Beyer, leibt aber gleich darauf mit einem Würde trefflichen Campagnen zurück, den er, wie er keinen Gästen in gebundener Rede verwickelt, so eben in Kaiser Barbarella's Kiste erhalten. Kaiser Barbarella habe denselben sehr gern hergegeben, damit fröhliche Menschen denselben in Friede und Freundschaft genießen und dabei auch seiner gedenken sollten.

Nun fand ein Frühstückstisch, zu welchem Beyer von den fürstlichen Gästen eingeladen, dabei jedoch, seiner einmal angenommenen Eremiten-Gewohnheit getreu, nicht ermangete, die Gäste zu duken und ihnen beim Abschied nochmals kräftig die Hand zu schütteln.

Die Gäste haben später gefunden, nie einem betteren Frühstücke begegnen zu haben; einem originelleren jeden Falles nicht.

Setzt man Beyer die Rutte, ob aus Bequemlichkeit, oder um seiner einmal angenommenen Rolle treu zu bleiben, wollen wir dahin gestellt sein lassen; in den Deu-Comment aber ist er nicht mehr verfallen.

Wir haben bereits der Gedichte des Nothenburg-Einsiedlers unter diesem Titel sind sie im Jahre 1860 in dritter Auflage bei Brockhaus in Leipzig erschienen — gedacht. Dieselben sind bei jeder Eintracht namentlich eine große Liebe und ein inniges Verhältniß der Natur, und wenn sie ihren Verfasser auch nicht geradezu zu den Sternen unseres Barnob erheben, so wird doch kein Leser sie ohne Genuß und ohne tiefe Befriedigung durchblättern haben.

Es war Beyer nicht vergönnt, auf der Nothenburg, dem Schaulage seiner dreißigjährigen Wirklichkeit, bis an das Ende seiner Tage zu verweilen. Schon früher hatte es nicht an Zanktrügen gefehlt, den modernen Mann von der Stelle zu verdrängen, die hauptsächlich durch ihn selbst, durch seine ganze Persönlichkeit zu einer vielbesuchten und darum auch einträglichen geworden war.

Im Jahre 1849 befanden sich unter den Fremden, die an einem schönen Sommertage ungenüßlich zahlreich auf der Nothenburg zumangekommen waren, auch die Abgeordneten Jacob und Walsch, die bei dieser Gelegenheit eine Rede hielt-

ten, welche natürlich die entschieden liberale Gesinnung beider Sprecher athmete, aber sicher nicht strafbar war, weil man sonst, da es ja an Reuten nicht fehlte, sicher nicht unterlassen haben würde, beide Redner in Anklagestand zu versetzen. Sein Verbleib mit beiden Männern, der seine Eigenschaft als Reich und quasi Gastellan der Nothenburg doch zur Genüge erklärte, machte man Beyer zum Vorturm; man beschuldigte ihn der Demokratie, wenn nicht gar auf einen politischen Umsturz gerichteter Pläne. Diefelben Beschuldigungen wiederholten sich, als einige Jahre später der Nationalverein eine allgemeine Volksversammlung, deren Theilnehmer natürlich auch der Nothenburg einen Besuch abstatteten, auf dem Reichslande ausdrieb, wobei unter Anderem der Kaiser und Adolph Trager das Wort ergrieff. Man sieht es nie, und nimmer, namentlich aber in Vereinigten nicht, an Leuten, die katholischer als der Papst und royalistischer als der König, sich durch Liebeliberei und eine mit Ostentation zur Schau getragene Loyalität in Gunst zu setzen, oder Carrière zu machen suchen. Diese Leute lüchten die Entfernung Beyers, resp. die Kündigung seines Contractes zu bewirken und agitirten in jeder Weise gegen ihn. Beyer aber wandte sich vorzüglich an den Fürsten Friedrich Günther, der ihn ja kannte und schätzte, und dieser gab ihm die Versicherung, daß, so lange er lebe, Niemand den wahren Einsiedler von der Nothenburg vertreiben solle.

Allein Friedrich Günther starb im Jahre 1867 und nun wurde Beyer gekündigt, der insolge dessen am 1. Mai die Wurz räumen mußte.

Politische Motive konnten bei dieser Kündigung wohl förmlich nicht mehr im Spiele sein. Beyer ist eine aufgeliarte, dabei aber viel zu harmlose Natur, als daß irgend ein Verhältniß ihn im Verdacht politischer Agitationen haben könnte; selbst seine zahlreichen Epigramme richten ihre Spitze zwar häufig gegen die Verzte, denen unser Beyer allerdings nie übermäßiges Vertrauen zu schenken scheint, aber nie gegen unsere politischen Zustände.

Man erzählte mir, Beyer verdanke seine Kündigung hauptsächlich einem Forstmeister, der einen feiner Protege's habe pflanzern wollen.

Beyer hatte alle Wirtschaftsgelände, den kleinen Saal, die Wobshütten u. auf eigene Kosten angelegt, allein erst nach Jahren erhielt er nach vielen Petitionen und Drängen von der Rudolfsbädischen Regierung für diese doch nimmermehr der sie verpackenden Regierung selbst zu Gute kommenden Anlagen eine Entschädigung, die, nach Beyer's eigener Angabe, freilich nicht die Hälfte der wirklich aufgewandten Kosten erreichte.

Beyer hat von der Nothenburg eigenhändig zwei sehr sauber ausgeführte Modelle — im Maßstabe 1 : 150 — angefertigt. Diese verleihten ihm, als er nach Berlin ging, allein erst nach Jahren erhielt er nach vielen Petitionen und Drängen von der Rudolfsbädischen Regierung für diese doch nimmermehr der sie verpackenden Regierung selbst zu Gute kommenden Anlagen eine Entschädigung, die, nach Beyer's eigener Angabe, freilich nicht die Hälfte der wirklich aufgewandten Kosten erreichte.

Beyer hat von der Nothenburg eigenhändig zwei sehr sauber ausgeführte Modelle — im Maßstabe 1 : 150 — angefertigt. Diese verleihten ihm, als er nach Berlin ging, allein erst nach Jahren erhielt er nach vielen Petitionen und Drängen von der Rudolfsbädischen Regierung für diese doch nimmermehr der sie verpackenden Regierung selbst zu Gute kommenden Anlagen eine Entschädigung, die, nach Beyer's eigener Angabe, freilich nicht die Hälfte der wirklich aufgewandten Kosten erreichte.

Mannichfaltiges.

Nochmals die Saatträhe. F. . . . 10. Mai.

Herr Redacteur! Bezüglich des Verhältnisses der Saatträhe scheinen jene Herren, die sie gern los sein möchten, der ganzen Sache keinen Glauben schenken! (Weil uns fünf verschiedene Anfragen nach der Abreise des Einsiedlers eingelaufen, die wir beantwortet haben. D. Red.) Da ich aber für Erfolg garantire, so bemerke ich nur noch, daß ich allerdings nur für das Vertreiben der Kräbe aus einer Gegend während der Zeit, wo dieselben Eier legen oder die Jungen verlassen noch kein innig Verhältniß leisten kann. Später, wenn die jungen Kräbe aus den Horsten geflogen sind, ist meine Kunst zu Ende. Bitte Vorbelebendes noch einmal guttich in Ihrem Weibblatte abdrucken zu wollen. R. d. I. G.-K.

Lungenwürmer bei Wämmern
betreibt man am sichersten — wenn jedem mit Wämmern behafteten Lamm ein Theelöffel von Terpentint, wie es im Handel vorkommt, einen Tag um den andern eingegeben wird — dies Verfahren kann zwei- bis dreimal ohne Schaden fortgesetzt werden. Ich habe sämtlichen Wämmern der Herde, so wie die Lungenwürmer in einzelnen Wämmern nur confiant waren, Terpentint mit Erfolg gegeben. Schaepe, Gutsbesitzer. Anawa, Wehr.

Für die Redaction verantwortlich: Otto Wendel in Halle a. d. S.

Druck und Verlag von Otto Wendel in Halle a. d. S.



iharen Rosenpöge, die — nicht die Rosenpöge, sondern die ganze Schönheit — zum Unglück Webers „Aufforderung zum Tanz“, „Réveil du Lion“ und ein Pipelfchen vom „Tannhäuser-Märch“ selbstig genau auswendig kann und ziemlich geläufig und Tag für Tag zweimal von der ersten bis zur letzten Note zum Vortriebe geht. Auf die leiseste Andeutung sicut sie auch wohl noch nach dem Abendbrot an den geliebten Flügel und hohlet ihr Tagewort zum drittenmale ab. Wie ihre Rosenpöge dabei bibrilt! Natürlich regnen die Triumphe dieser Clavier-Georgine alle musikalischen, jungen Damen zur größten Nachahmung an. Und welche junge Dame wäre heute nicht musikalisch? Gott sei geflagt! — Auch gesungen wurde — von der „Sorelei“ bis zur „Gnadenarie“ — ja bis zum „Säbel, den einst mein Vater trug!“ Aber fragt mich nur nicht, wie! Frau Langeweile muß ein hartgeleitetes Trommelfell haben. — Eine praktische Mama hat sogar eine kleine Nähmaschine mit in den Tschafschloß, als Zugabe zu ihren drei bleichsüchtigen, sehr erwachsenen Töchtern. Vom Morgen bis in die finstere Nacht sitzt eine von diesen Töchtern auf der Terrasse an der Nähmaschine und schnürt und scheidet, als müßte sie sich wenigstens des Schlafes noch verdienen. Zwischen geht die Mama inmitten der anderen beiden Töchter in schönster Symmetrie zwischen den Besessenen und Melan-Abatanten auf und ab, und es ist ein brillanter Anblick, mit welcher militärischen Präcision die drei Damen am Ende des Ganges ihre Schenkelung machen, daß die Symmetrie ja nicht verloren geht. Dabei findet Mama noch Zeit, Jedem, der es hören oder nicht hören will, anzuzwischen, wie sie sehr eifrig mit der Ausstattung einer Tochter beschäftigt. Und Alles nähert ihre Töchter selber. Sie habe sie für eine solche Säuslichkeit ertragen, einen Mann glücklich zu machen. — Erlaubt sich nun Jemand zu fragen: welchem Fräulein Tochter man gratulieren dürfe? — so kommt die verhärmte Antwort zum Vorschein: Das ist leider vorläufig noch ein Geheimnis! Freilich behauptet die böse Zunge der Wadegesellschaft — und welche Gesellschaft, auch ohne Wad, hätten keine bösen Zungen aufzuweisen! — sie habe dieselbe Nähmaschine schon vor drei Jahren in Marienthal für die eine verlobte Tochter arbeiten und die Mutter inmitten der anderen beiden symmetrisch spazieren lassen. . . Natürlich zeichnen sämtliche junge Damen „ein wenig“ nach der Natur. Eine, mit langen schwarzen Locken und einer großen Brille auf der schön gebogenen Nase, malt sogar Aquarelle. Sie hockt in den verchiedenen Winkeln des Gartens oder auf der Wiese auf einem Feldstuhl, besichtigt von einem großmächtigen, grauen Leinwandschirm, dessen kunstvolle Auffstellung stets das schwierige Stüd ihrer Malerei ist, und malt große graue, braune, grüne und weiße Kleise auf das Papier. Die grauen und braunen stellen die Felsen vor, die einfach grünen die Matten. Sollen es aber Wälder sein, so fährt der grüne Pinsel geschwind noch einmal darüber hin. Dadurch wird das Grün dunkler. Weiß ist die Farbe der Willen und einzelner Wollen und der wandelnden Unschuld von Neichenau. . . Richtig, ein riesengroßer, blauer Fleck verfinstert die Himmels zarte Bläue. — English spoken! Holbe Wih Giza mit dem zart rosenigen Teint Albions und den goldenen Schmachfäden und der jünonischen Gestalt — wie kommt du hierher unter diese müden, invaliden Kämpfer gegen die Langeweile? — Ich trinke deutsche Vergilut und gebe englische Sectionen — ich habe meinen Beruf, meine Arbeit und meine Freude — über mich hat die Langeweile keine Macht, denn ich suche die Waise dagegen nicht außer mir!“ und ihr fröhliches Lachen reißt ihre jungen Schüllerinnen mit sich fort. . .

Frau von Goldberg, née Silberfeld, also macht gegen die Langeweile künstliche Blumen und spielt Mariage dazu. Das Erfkere überläßt sie jetzt ganz unterer kleinen Blumenmacherin, die zu ihren Blumen im üppig blühenden Garten und im Gebirge, wo Gabelweid und Alpenrosen und Alpenveilchen blühen, die schönsten Vorbilder hat; die Mariage befragt sie in bester Laune mit dem eher baron. Den Titel hat er sich schon erworben. Bei schönem Wetter werden auch zu Wagen Ausflüge in das wildromantische Hölenthal gemacht. Von dem langen Stollen, der für die Wasserleitung durch die Berge gedrohen ist, grünen düstige zwei Tannen-Pyramiden, die zu Eren des dritten Besuches der Väter von Wien errichtet sind. Im Kaiserbrunnen, wo die Hauptquelle für die Wasserleitung sprudelt, versucht unser seltsames Dreieck das kristallklare, eiskalte Wasser. . . Aber, o weh! — und Gitta greift unwillkürlich an ihren schlanken

Gals — die Frau, die das Wasser kredenzet und es seit Jahren getrunken, hat einen großmächtigen — Kropf. . . Ein Jägerbursche, der dies Großkreben mit anfiehet, singt necklich wie zum Trost:

Mein Dindl' is lauber
 Vom Früz bis zum Kopf,
 Und im Hals hat's an Däb'l
 D'Zeit bocken's an Kropf!

Aber die Abende — die düstigen, stillen, heimlichen Abende im Walde hinter dem Tschafschloß, wo der Habicht mit dem Täubchen toht. . . Wein, still davon. Ein armes, zerfetztes Wäbchen wird ja obnehies ihr ganzes Leben lang nicht wieder verbessern und verwinden können. . .

Es war der sechste Morgen in Neichenau. Der Baron lag im Rudolfsbade seit zwei Minuten in der festen, eifig-nassen „Wickelung“ schauernd auf seinem harten Lager. Viele Situation darf unbedingt zu den frohtigsten und profischsten Augenblicken im Erdenthal geahnt werden. Da erziehen die Blüten am Baum der Poetie; da wird zum starrenden Reif der Duft der Romantik; wie bleiche Schneemänner lieben da Ideale und Träume. . . Dem nah und kalt gewickelten Baron kamen recht frostige, praktische Gedanken. . . Er beschloß, die Millionen der Frau von Goldberg ernsthaft zu lieben. . . Zur Verlobung für diesen genialen Gedanken revidierte er: Neichenau kleine Blumenmacherin, Alsterstraße Nr. 173, 4. Stod. . .

Und heute — heute sommert Frau von Goldberg, née Silberfeld, mit dem schönen Baron auf Nigi-Kaltbad. Sie findet, daß die Nigilust doch noch besser seht, als die Vergilut von Neichenau. Sie zahlt für die Table d'hôte den doppelten Preis. Das Blumenmachen hat sie ganz aufgegeben. Sie hat jetzt ein viel hübscheres Spielzeug. Und ihre Mittel erlauben ihr das.

Aber kömmt ihr doch das todtblasse, verweinte, süße Blumen- gesicht an dem Dachfensterchen der Alsterstraße sehen, wie es sich tief auf die leuchtenden Rosen niederbeugt, die unter den müden, müden keinen Zaubersingen erblühen — so tief, daß die Großmutter die Tränen nicht sieht, die auf die Rosen niederfließen; Der Kanarienvogel ist traurig verstimmt, weil Gitta nicht mehr mit ihm lacht und plaudert. Die Blumen auf dem Fensterbrett hängen weilt die Köpfe, denn Gitta hat keinen Gedanken für sie. . . Ist die Großmutter draußen in der Küche, dann kann Gitta lange — lange auf eine weisse, purpurrote Hofenknose niederfahren, und von der Nase hinaus auf die fernem, blauen Berge, und ihre Gedanken gehen weit — weit. . .

Uach der Barbaroskaföyle.

Reisekizze von H. W.

II.

Die Chaussee von Kelbra nach der Rothenburg ist freilich und auch und einige Minuten hinter Kelbra befehrt uns ein Chausseehaus, das wir das preussische Gebiet verlassen und ein anderes deutsches Vaterland, die Unterberchtheit des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt, betreten haben.

Die Chaussee mündet sich, der Steilheit des Berges wegen, in mannichfachen Krümmungen empor und ist jede neue Windung des Berges entrollt vor unseren Augen überausreich ein neues landschaftliches Tableau. Inzwischen wollen wir uns bei den einzelnen Landschaftsbildern nicht weiter aufhalten, um von der Höhe der Rothenburg aus einen Gesamtüberblick über die ganze Gegend zu gewinnen.

Der Weg von Kelbra zur Rothenburg beträgt eine gute Stunde; ich freilich brauchte etwas mehr, bis ich endlich bei dem kleineren Wegweiser anlangte, der links den Weg zu der nur noch wenig Schritte entfernten Rothenburg zeigt. Da das Steigen bei warmem Wetter mich nicht wenig ermüdete, so wandte ich meine Schritte zunächst den gästlichen Wirthschaftsräumen der Burg zu.

Da ich den geneigten Leser nicht einladen kann, mein bescheidenes Mittagessen mit mir zu theilen, so sei es mir wenigstens gestattet, ihn mit Allem zu unterhalten, was betrifft der Geschichte der Burg zu unserer Kunde gelangt, was dann an seiner Seite in Augenschein zu nehmen, was von alter Herrlichkeit noch übrig geblieben.

Wah die Erbauung der Burg bezüglich der Urkunden fehlen, doch deutet bei in einzelnen Theilen der Ruine herrschende romantische, in anderen gothische Baustyl auf die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts als Zeit der Erbauung hin.

Bekannt ist ein Graf Christian I. von Rothenburg als Berater Kaiser Lothars von Sachsen (1126—32). Vielleicht war

dieser Graf Christian Erbauer der Burg. Er kamnte aus dem Hause Weichlingen, dessen jüngere Linie sich Grafen von Rothenburg nannte. Aber die ältere Linie der Grafen von Rothenburg starb schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts im Ramessestamme aus und die Burg fiel durch Heirat an einen anderen Grafen von Weichlingen, der sich nun gleichfalls Graf von Rothenburg nannte. Allein auch diese neue Rothenburger Linie starb schon 1377 aus und die hüringischen Landgrafen, die seit 1373 über die Grafschaft die Lehenshoheit erworben, setzten dieselbe als erledigtes Leben ein, um dieselbe jedoch bald darauf gegen 970 Mark Silber an das schwarzburgische Fürstenthum zu verpänden. Seitdem — seit 1378 — ist die Rothenburg im Besitze der schwarzburgischen Fürstenfamilie verblieben.

Auch Kelbra hat zur Grafschaft Rothenburg gehört und seit 1378 finden wir das Städtchen im schwarzburgischen Besitz; erst 1819 trat Schwarzburg-Rudolstadt dasselbe an Preußen ab.

Die schwarzburger Regierung hat sich sehr wenig um die Rothenburg bekümmert; man gab dieselbe in Leben an verchiedene Adelige der Umgegend, die häufig nicht einmal auf der Burg selbst ihren Wohnsitz nahmen und der Erhaltung derselben nur wenig Aufmerksamkeit zuwandten, namentlich seit die Erbfolge des Palubers der Burg jede militärische Wichtigkeit gemaht hatte. Die letzten Inhaber der Burg waren die bereits erwähnten auf dem Storfauer Hofe in Kelbra residirenden Herren von Wüschterode, die die Burg bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts inne hatten. Unter ihnen verliel die Burg vollständig und zwar trägt vielleicht nicht bloss Vernachlässigung und der Einfluß des Wabes und Bettes die Schuld an dieser Verwüstung, sondern, wie aufgedennte Wäse und Kohlenberette bemerken, wahrscheinlich auch die Plamme.

Einer der letzten Herren von Wüschterode fand einst in der Rothenburger Capelle den heute noch im Sonderhäuser Museum zu sehenden „Wüschterich“. Dieser Wüschterich stellt einen vielleicht drei Fuß hohen freistehenden Knaben vor. Derselbe, innerlich hoch, legt die rechte Hand auf das lockige Haupt, während die linke Hand auf dem linken Arme ruht; der Mund steht offen, außerdem ist im Kopfe ein rundes Loch befindlich.

Der Wüschterich hat früher die ganze gelehrte Welt vielfach beschäftigt, auch selbst es nicht an einer ganzen Reihe über ihn erschienenen Bücher. Lange wußte man selbst nicht einmal zu erathen, aus welchem Mittel derselbe hergestellt, bis endlich die neuere Chemie dasselbe als eine Mischung von 916 Theilen Kupfer, 7 Theilen Zinn und neun Theilen Blei besandete.

Früher erblühte man in diesem Wüschterich ein heimliches Götzenbild und diese Annahme fand bei der großen Wäse der Bevölkerung um so leichter Glauben, je unwahrscheinlicher sie war. Da die Rothenburg in christlicher Zeit gebaut worden war, so war ein heidnisches Götzenbild gewiß am wenigsten in der Capelle der Burg zu suchen. Gleichwohl fand die oben angegedeutete Ansicht überall Boden, bis endlich W. F. Rabe in seiner Schrift: „Der Wüschterich sein Götzenbild“, Berlin 1852, das Ungetreue derselben nachwies. Heute ist man wenigstens allgemein zu der Ansicht gelangt, daß der Wüschterich nichts als Träger eines Taufbeckens gewesen.

Der Gründer der Wüschterich der Rothenburg, der unter dem Namen des Rothenburg-Einsiedlers weit und breit bekannt, verdient wenigstens einige Worte der Erwähnung.

Friedrich Wever wurde 1803 am 26. März in Weimar geboren. Nachdem seine Eltern, die auf dem Schlichtefeld von Jena eine Buchhandlung besaßen, während der Schlacht rein Alles verloren, ließen sich dieselben, so leiblich ging, in Kelbra nieder.

Gleich als den Eltern in Kelbra, so leiblich ging, blühen ihre Verhältnisse doch immer armlich; umso mehr aber ist es anzuerkennen, daß sie Alles aufboten, um ihrem Fritz eine mögliche gute Erziehung angedeihen zu lassen. Sie schickten ihn darum auf das Lyceum zu Frankenshausen und bestimmten ihn zum Theologen.

Allein so aufgeweckt und geistvoll der Junge sonst war, so entpfaßen doch seine Fortschritte in der Schule keineswegs den gebegten Erwartungen und da er außerdem wenig Neigung zeigte für den theologischen Beruf, konnte der Wunsch der Eltern freilich nicht in Erfüllung gehen. Fritz trat mitwih in Naumburg in einem kaufmännischen Geschäfte als Lehrling ein, wo er sich das volle Vertrauen seines Principals zu erwerben mußte.

Später verheiratete er sich und etablierte dann in Kelbra ein eigenes feiner geringen Mittel wegen freilich nicht gerade bedeutendes Geschäft, so daß er alle Wäse hatte, Frau und Kinder wenigstens leiblich anständig durchzubringen.

Nun war Wever von Jugend an ein warmer Verehrer der Natur und hatte namentlich stets mit besonderer Vorliebe an der Rothenburg gehangen, die ihm eine so prächtige Aussicht auf das ganze Hölenthal bot.

In seiner bebrängten Lage kam er auf den Einfall, auf der Rothenburg, in den Räumen der Ruine selbst, zum Werten der dieselbe besuchenden Wanderer, die freilich damals viel minder

zahlreich waren, als heute, eine bescheidene Restauration zu errichten, die er selbst befragen wollte, da seine Frau zur Fortführung des Selbstverabgehaltetes ausreichende Synologien bemord er sich bei der fürstlich schwarzburgischen Regierung für die Rothenburg um eine Wüschterichsconcession, die freilich sehr lange auf sich warten ließ. Der eigene Schwager des Rentenen, ein fürstlich rudolfsbüchlicher Förster, hatte jeinen ganzen Einfluß aufgeboten, um die Ertheilung der Concession zu hintertreiben, da er, nebst Wevers' ganzer Familie, in der Ausführung dieser „tollen Idee“ seines Schwagers nur den tolenen Raim für bieten und dessen Angehörige erblickte. Aber Wever läßt sich von dieser Idee nicht abbringen und durch wiederholtes Verhören, wie auf sein persönliches Angehen des frankenshäuser Landrathes, gelangt es ihm endlich nach dreißigjährigem vergeblichen Bemühen die gewünschte Concession zu erhalten und in den Räumen der Rothenburg am 1. August 1839 seine Anfangs so bescheidene Wüschterich zu eröffnen.

Und Wevers' „tolle Idee“ schlug für ihn zum Glück aus; ihr verdankt er es, daß er im Laufe der Jahre allmählich zu einem zwar bescheidenen, aber unabhängigen Wohlstande gelangte, in welchem er heute den Rest seiner Tage in Kelbra beschließt. Anfangs aber war der Verkehr nicht weniger als stark, allein seit es einmal bekannt war, daß auf der Rothenburg auch leibliche Erquickung zu finden sei, lebte Wüschterich, der sonst direct von Kelbra nach Frankenshausen grangam, oder gefahren, der kleinen Umweg nach ihr nicht; der Verkehr wurde mehr und mehr, wozu die ebenjütlingswürdig als humane Persönlichkeit Wevers' nicht wenig beitrug. Namentlich Freunden gegenüber war Wever unermüdblich, dieselben mit allen auf die Geschichte der Burg bezüglichen Details bekannt und zugleich auf alle Schönheiten und Werthwürdigkeiten der ganzen Gegend aufmerksam zu machen.

Sein Wever auf der Rothenburg wohnte, nannte er sich scherzweise den Rothenburg-Einsiedler, unter welcher Bezeichnung er, wie bereits erwähnt, schnell genug bekannt wurde.

Ich, der Schreiber dieses, trat einst im Wintererlaube mit einem eben so ungünstigen als urbanen katholischen Geistlichen zusammen, der um in dem Laufe des Gespräches sagte: „Ich habe Sie nicht auf die Macht der katholischen Kirche hinzuweisen, von der ich weiß, daß Sie dieselbe ja obnehies nicht begreifen, wohl aber möchte ich Sie aufmerklich machen auf die große Macht, welche unser Glaube denen verleiht, welche ihn in Wahrheit ererben.“ Er sah zum Beispiel in einer wohl nicht allzufern von Ihrem Geburtsorte entlegenen Gegend seit Jahren ein auch durch seine religiösen Gebiete bekannter Katholik-Einsiedler inmitten einer doch rein protestantischen Bevölkerung treu seinem Glauben.“

„Und wo ist dies?“ antwortete ich, durch die Wüschterich, die Wahrheit zu sagen, nicht wenig überallich.

„Der Einsiedler lebt auf der jetzt zur Ruine verfallenen Burg Rothenburg,“ war die Antwort, die mich freilich zu einem Lächeln zwang.

Ich kenne den Rothenburg-Einsiedler sehr wohl, ehrenwürdiger Herr; erwiderte ich. Derselbe ist übrigens nicht Götzenan, sondern hat Frau und Kinder, ist auch nicht katholisch, und wenn er sich in einer Franziskanerkutte präsentirt, so besieht doch seine Hauptbeschäftigung keinesfalls in Fasten und Beten, sondern vielmehr im Bier- und Wein-Auschenken, und im Streichen und Belegen apertitlicher Butterbrotchen.“

Das Erstaunen meines guten Geistlichen bei dieser Eröffnung war grenzenlos.

„Und ein solcher Mann,“ rief mein Pastor ganz erzürnt, „mag es, mit einer Franziskanerkutte umherzulaufen! Aber das ist erwidert.“ Er ist ja im vollständigsten Sinne des Wortes eine Verhöhnung der katholischen Kirche und eines von ihr anerkannten heiligen Ordens!“

„In dieser Hinsicht,“ erwiderte ich, „thun Sie dem Rothenburg-Einsiedler sicher unrecht. Derselbe ist der gutmüthigste und auch toleranteste Mensch von der Welt, dem eine Verleugung der katholischen Kirche vollständig fern liegt. Seine Gedächtnis sind zwar nicht der Ausdruck einer specifisch protestantischen oder katholischen Anschauung,“ athmen aber gleichwohl den Ausdruck einer tiefen Religiosität.“

Inzwischen war der Horn meines Wäreses doch Ursache, daß ich selbst neugierig wurde, zu erfragen, wie Wever das Geschäft in einer Franziskanerkutte einber zu folizieren, und erkundigte mich später danach, und hier folgt, was man mit erzählte.

Der Küßt Friedrich Günther von Schwarzburg-Rudolstadt hatte Wever kennen und ichen gelernt, was er dadurch bewies, daß er denselben stets besuchte, wenn er in Frankenshausen oder seiner Jagdschlößche Ratsfeld verweilte. Als er eines Tages wieder auf der Rothenburg gewesen, äußerte er gegen einen seiner Begleiter: „Eigentlich sollte unser Rothenburg-Einsiedler den Eremiten in Wüschterich herausweisen und einen Bollbart tragen.“

